„Ostdeutsche Wut? Klingt bisschen wie Affenpocken“

Jan Josef Liefers sagt, er sei nicht wütend. Unsere Autorin hat Künstler und Intellektuelle nach dem Ursprung der Empörung im Osten gefragt – darunter ihre eigenen Eltern

Von Jana Simon, DIE ZEIT, 03.09.2026

Ich wollte diesen Text nicht schreiben. Die Ost-West-Debatte hat mich unglaublich gelangweilt in den vergangenen Jahren. Jedes Wort scheint dazu schon gesagt worden zu sein. Jedes Argument schon ausgetauscht. Das Sprechen über Ostdeutschland sei bis heute von Vorwürfen, Unsicherheit und Missverstehen geprägt, schreibt der Soziologe Steffen Mau in seinem Buch *Ungleich vereint.* »Auch deshalb haben sich viele Wohlmeinende aus diesen Diskussionen verabschiedet.« Genau. Ich dachte, ich kann mich anderen Gebieten und Themen dieser Welt zuwenden. Ich dachte, das ist nun wirklich alles lange her. Ich dachte, ich kann mich still aus meiner eigenen Geschichte zurückziehen.

Bis mir im Mai mein 85-jähriger Vater einen Artikel schickt, den er zum Geburtstag der Defa, der großen Filmgesellschaft der DDR, für eine Brandenburger Zeitung geschrieben hat. Ich lese: »Die Defa wäre in diesem Jahr 80 geworden, doch für eine Geburtstagsfeier gibt es keinen Grund, aber für einen Nachruf, denn 1990 wurde sie im Alter von 44 Jahren gekillt.« Mein Vater, Rainer Simon, hat dort bis zum Ende als Regisseur gearbeitet. Er war einer der bekanntesten Filmemacher der DDR, hatte auch im Westen Erfolg gehabt und 1985 mit *Die Frau und der Fremde* den Goldenen Bären auf der Berlinale gewonnen.

Nach dem Mauerfall seien im In- und Ausland massenhaft Defa-Filmkopien und Bücher von DDR-Autoren vernichtet worden, schreibt mein Vater. »Wir sind unter die

Barbaren geraten.« Sein Text endet mit einem emotionalen Ausbruch: »Es kam mir damals unvorstellbar vor, dass Machthaber, Autokraten und solche, die sich Demokraten nennen, weiterhin so verbrecherisch sein könnten, Kriege zu führen, dass die Menschheit wieder von säbelrasselnden Politikern regiert werden könnte, die zur Kriegsertüchtigung aufrufen«.

Der Ton meines Vaters ist mir in dieser Härte neu. Er hat zuvor schon öfter Texte zu Jubiläen der Defa geschrieben, sie wurden alle veröffentlicht. Diesen druckt die Zeitung nicht. Die Redaktion hat vermutlich einen netten Artikel über einen Defa-Lieblingsfilm erwartet. Mein Vater fühlt sich zensiert und gibt daraufhin der *Ostdeutschen Allgemeinen* ein Interview. Darin sagt er, den meisten Menschen im Osten gehe es heute besser als früher, trotzdem wählten viele AfD. »Die Wut verstehe ich gut.«

Zugleich kommt mir meine Mutter in den Sinn. Annette Simon. Sie ist 74, Psychoanalytikerin und versucht seit 36 Jahren, sich und anderen die ostdeutsche Seele zu erklären. Ich denke an einen Abend im vergangenen Jahr, an dem sie mit Steffen Mau eine öffentliche Diskussion darüber führte, wie sich die politischen Landschaften in Deutschland verschieben. Angela Merkel saß im Publikum. Meine Mutter attestierte manchen Ostdeutschen eine »Verbitterungsstörung«. Ich weiß, dass ich aufhorchte. So hatte ich auch meine Mutter noch nicht gehört. Vielleicht sollte ich erwähnen, meine Eltern ließen sich scheiden, als ich drei Jahre alt war.

Beim Fall der Mauer war ich 17 – zu jung, um ins DDR-System verstrickt zu sein, zu alt, um mich nicht daran zu erinnern. Für mich war der Umbruch schlicht ein Glücksfall. Ich konnte eine Zeit lang im Ausland studieren und später, wie ich es mir gewünscht hatte, Journalistin werden. Seit Ende der Neunziger arbeite ich für klassische »Westmedien«.

Für meine Mutter begann nach dem Mauerfall beruflich ein neues Leben, für meinen Vater endete ein altes. Das wirkt schon beim Aufschreiben zu schwarz-weiß und ist es auch. Die Zwischentöne fehlen. Darin sind sich meine Eltern einig: Die Zwischentöne fehlen meist in der öffentlichen Debatte über Ostdeutschland.

Als mein Vater mir schließlich im Sommer ein TikTok-Video sendet, in dem ein Mann im Alarmmodus über den Krieg in der Ukraine und die seiner Meinung nach kriegslüsterne Sprache einiger Bundeswehrvertreter spricht, überrascht mich am meisten, dass mein Vater auf TikTok ist. Ist er nicht, wie er mir später sagen wird, er habe mir den Clip nur von einem Bekannten weitergeleitet. Weil er dachte, das sei für meine Arbeit interessant. An dieses Alarm-Video und den Artikel meines Vaters denke ich fortan ziemlich oft. Mein Vater ist in seinem Zorn ja nicht allein. Ich frage mich: Woher kommt die Wut? Gerade jetzt, in dieser Wucht?

Ich stamme aus einer intellektuellen ostdeutschen Künstlerfamilie. Ein Milieu, in dem sich fast alle kennen. Ein Milieu, das nicht repräsentativ ist. Ich besuche einige Menschen aus diesem Milieu, in dem ich aufgewachsen bin – Schriftsteller, Schauspieler, Historiker. Und ich besuche meine Eltern. Ich versuche, mich der ostdeutschen Wut über Lebensgeschichten zu nähern. Wie die belarussische Schriftstellerin Swetlana Alexijewitsch in ihrem Buch *Secondhand-Zeit* schreibt: »Dieser Maßstab hat mich schon immer fasziniert – der Mensch, der einzelne Mensch. Denn im Grunde passiert alles dort.«

Gerti Tetzner und der »deutsch-deutsche Boxkampf«

An einem Montag im August stehe ich vor der Wohnungstür der Schriftstellerin Gerti Tetzner in Berlin-Pankow. Sie ist fast 90 Jahre alt und umarmt mich zur Begrüßung. Ich kenne sie seit meiner Kindheit. Tetzner war eng mit meinen Großeltern mütterlicherseits Christa und Gerhard Wolf befreundet und Teil der »Weiberrunde« meiner Oma. Ein Zirkel von Schriftstellerinnen, die sich einmal im Monat trafen und über ihre Texte diskutierten. Tetzner ist etwas passiert, das nur wenigen Ostdeutschen und Menschen überhaupt passiert: Sie wurde mit Ende 80 wiederentdeckt. Ihr Roman *Karen W.* wurde neu aufgelegt, und gerade erschien ihr Buch *Gegen Wind* zum ersten Mal, es war in der DDR verboten. Tetzner lächelt. »Das hat mich schon verblüfft«, sagt sie. Sie hatte das Schreiben bereits hinter sich gelassen.

In *Gegen Wind* erzählt Tetzner die Geschichte einer Kindergartenleiterin, die in einer DDR-Kleinstadt Kinder jenseits von Disziplin und Gehorsam erziehen will. In den Achtzigern hatte Tetzner einen Westverlag, ein Stasi-Mann beschied ihr damals

sinngemäß, wenn das Buch dort herauskomme, könne sie gleich im Westen bleiben. Das wollte Tetzner nicht. Also schrieb sie fortan Kinderbücher, leitete Schreibzirkel und hütete im Sommer Häuser.

Tetzners Tochter litt an Depressionen. Kurz vor dem Mauerfall hatte sie eine Stelle als Korbflechterin gefunden, fertigte richtige Kunstwerke, auch für Theater. »Das gab es nirgendwo sonst«, sagt Tetzner. Dann fiel die Mauer, Mutter und Tochter fuhren zusammen nach West-Berlin. Ihr erster Gang führte sie in eine Korbflechterei. »Und da hat meine Tochter gesehen, was da alles aus der Dritten Welt verkauft wurde, ganz billig und schludrig verarbeitet.« Tetzners Tochter wurde an jenem Tag immer stiller. »Sie wusste, was auf sie zukommen würde«, sagt Tetzner. Und so geschah es auch. Die Aufträge blieben aus, die Korbflechterei machte dicht, in das Geschäft zog eine Bank. Nach langer Suche hatte Tetzners Tochter etwas für sich gefunden, und das war nun schlagartig weg. »Da hat sie aufgegeben.« 1990 nahm sich Tetzners Tochter das Leben. Gerti Tetzner zog zu Freunden nach Niedersachsen. »Es war zu befürchten, dass auch ich den Abgang mache.« Sie blieb etwa ein Jahr. Als sie nach Berlin zurückkehrte, meldete sie sich beim Arbeitsamt und bekam eine Stelle als Juristin bei einer Schuldnerberatung.

Es gibt wohl nur wenige Orte, an denen einem der Kapitalismus so nackt begegnet wie dort. »Da konnte ich alles ganz nüchtern anschauen. Die Leute waren wie kleine Kinder, rannten hinter allem her, was an Neuem funkelte, und kauften und kauften, ohne das Geld dafür zu haben.« Tetzner erlebte die Neunzigerjahre emotional abwesend. Das Schlimmste, was einem passieren kann, war ihr schon passiert. Für Wut oder ähnlich starke Gefühle blieb keine Kraft.

Tetzners Vater war ein Nazi gewesen. Um sich von ihm abzusetzen, hatte sie in der DDR Jura studiert und war in die SED eingetreten. Die Erfolge der AfD heute machen ihr Angst. »Wenn ich denen mal zuhöre, dann höre ich Töne, die kommen mir von weither bekannt vor.« Sie kann sich die hohe Zustimmung für die Partei im Osten, auch die Wut, nicht richtig erklären. »Das ist wahrscheinlich aus diesem Gefühl heraus, schlecht behandelt worden zu sein. Dass die Lebensleistung nicht wahrgenommen wurde.« Sie denkt dabei vor allem an die Menschen, die ihr in den Neunzigern verzweifelt und enttäuscht in der Schuldnerberatung gegenübersaßen.

Tetzner hat versucht, sich aus diesem »deutsch-deutschen Boxring« herauszuhalten. Sie schreibt nun wieder. Mit der Hand. »Dass ich jetzt schreiben kann, ohne Geld verdienen zu müssen, das ist ein solch schöner Zustand. Darin schwelge ich einfach.«

Über den Sommer verbreite ich in meinem Freundeskreis, dass ich über die ostdeutsche Wut schreibe. Manche Westdeutsche reagieren, als seien sie ihrerseits ganz schön wütend auf die Ostdeutschen. Die Ostdeutschen hingegen beginnen, Geschichten zu erzählen.

Eine Freundin sagt, sie habe erst im vergangenen Jahr öffentlich bekannt, dass sie eine Ostdeutsche sei. Sie war lange in leitender Funktion bei einer großen Filmproduktionsfirma und hatte den Eindruck, ihre Herkunft könnte dort ein Nachteil sein. Inzwischen arbeitet sie woanders.

Ein Freund, der einen nordafrikanischen Vater hat und in der Lausitz geboren wurde, schildert eine Nacht in seiner Heimatgegend in den Neunzigern, die er allein im Auto verbrachte, während die anderen im Club tanzten. Er traute sich nicht aus dem Wagen, er fürchtete, totgeschlagen zu werden. Seine Mutter war wegen einer Steuersache Jahre später so sauer auf den bundesdeutschen Staat, dass sie ankündigte, sie wolle nun die AfD wählen.

Ein anderer Freund berichtet, wie seine Mutter, eine Ärztin, sich nach dem Mauerfall neu auf ihre eigene Stelle im Krankenhaus bewerben musste. Ihre Unsicherheit beim Warten auf die Antwort ist ihm im Gedächtnis geblieben.

Fast alle erinnern sich besonders stark an Geschichten aus den frühen Neunzigern. Wut ist nicht das vorherrschende Gefühl, das meine Freunde eint. Vielleicht eher eine neue Aufmerksamkeit für die Dinge, die damals geschehen sind. Sie wirken noch immer nach. Wir alle haben dabei zugesehen, wie unsere Eltern sich bemühten, im neuen System Fuß zu fassen. Die Nachwende-Generation habe die eigenen Eltern und Großeltern sehr schonend behandelt, schreibt Steffen Mau. Wer streitet schon mit Menschen, die um ihre Existenz ringen?

Meine Mutter hat Wut – auf die Wut

Ich besuche meine Mutter in Berlin-Pankow, wir sitzen in meinem ehemaligen Zimmer, in dem sie heute noch manchmal angehende Psychoanalytiker ausbildet. Ihre Praxis hat sie inzwischen aufgegeben. Ich frage sie nach den Ursachen für die Wut. »Unter der Wut liegen immer noch andere Emotionen«, sagt meine Mutter. »Meistens Trauer, Scham und Schmerz. Und um das nicht fühlen zu müssen, hat man lieber Wut. Dann ist man nicht so ohnmächtig.«

Sie ist gerade aus den Ferien in Sachsen-Anhalt zurück, gemeinsam mit Freunden haben mein Stiefvater und sie dort seit Jahren ein Haus in einem Dorf. »Du kommst dahin, hübsche Städtchen, wunderbar herausgeputzt. Aber kein Mensch ist auf der Straße. Kein einziger Laden funktioniert mehr.« Und den Menschen sehe man an, dass sie keine gute Laune haben. Im Dorf sei es nicht üblich, politische Meinungen auf der Straße auszutauschen. Und schon gar nicht mit ihnen, den Berlinern. Den meisten geht es, soweit meine Mutter das beurteilen kann, wirtschaftlich gut. »Sie könnten eigentlich sagen, wir haben es hier ganz schön.«

Meine Mutter sagt, oft höre sie nun den Satz: Man kann ja eh nichts tun. Das sieht sie anders. In der DDR habe man aktiv nicht so viel tun dürfen. Heute dürfe man fast alles herausposaunen, es »denen da oben« mal richtig zeigen. Meine Mutter begreift das als eine Art nachgeholten Widerstand. In der DDR seien nur wenige in der Opposition gewesen. Und auch die Friedliche Revolution sei von einer Minderheit initiiert worden. Der kritische Rückblick auf das DDR-System und seine Vertreter endete bei vielen Ostdeutschen bereits kurz nach dem Mauerfall. Danach übernahm die Macht der Gegenwart. Meine Mutter sagt: Die Aufarbeitung der SED-Diktatur, die in den Neunzigern begann, sei als vom Westen aufoktroyiert angesehen worden. Als eine weitere entwertende Zumutung.

»Was fehlt, ist die Selbstreflexion. Sich zu fragen, was ist eigentlich mein Beitrag?« Wie habe man in der DDR gelebt, habe man sich angepasst oder mitgemacht? Und anstatt sich heute dauernd über Deutschland zu beschweren, sagt meine Mutter, sollte man sich überlegen, was man tun könne, damit es besser werde. »Ich ärgere mich, wenn immer nur gemeckert wird. Die DDR war eine richtige Meckerkultur, und das Meckern setzt sich jetzt fort.« Meine Mutter hat also Wut auf die Wut.

Sie hat jahrelang als Psychologin in einer Ostberliner Nervenklinik gearbeitet. Die Psychoanalyse gab es in der DDR nicht, zu bürgerlich, zu reaktionär. In der Selbsterfahrungsgruppe meiner Mutter saß ein Stasi-IM, der über sie und unsere Familie berichtete und der ihre Ehe mit meinem Stiefvater, einem Schriftsteller aus Prag, zersetzen sollte. Mein Stiefvater war Ende der Siebziger zu uns nach Ost-Berlin übergesiedelt. Meine Mutter und er waren beide in der DDR-Opposition.

Beim Systemumbruch war meine Mutter 37 Jahre alt. Sie kündigte in der Klinik, begann eine Analytiker-Ausbildung und eröffnete ihre eigene Praxis. »Uns wurde von Westanalytikern gesagt, meine Generation sei für die Psychoanalyse verloren. Weil wir in einer Diktatur aufgewachsen sind.« Sie hält kurz inne. »Und was habt ihr dazu gesagt?«, frage ich. »Na ja, was willst du dazu sagen?«, fragt sie zurück.

Meine Mutter besuchte damals wie viele Ostdeutsche diese Schulungen, bei denen ihnen Westdeutsche zum Beispiel erklärten, wie man einen Kredit bekommt. »Die Damen sollten beim Besuch der Bank ein gut geschnittenes Kostüm tragen«, erinnert sich meine Mutter. Der ganze Saal sei in Gelächter ausgebrochen. »Also, man hat nicht jede Zumutung so ernst genommen.« Meine Mutter hat die Neunzigerjahre als eine Zeit der Selbstwirksamkeit erlebt. Nun konnte sie das machen, was sie schon immer machen wollte.

Wir kommen auf die Frage, warum die Wut ausgerechnet jetzt so stark ist. Mein Eindruck nach vielen Gesprächen ist, dass die meisten Ostdeutschen nach dem Umbruch schlicht mit ihrer Existenz beschäftigt waren. Dass keine Zeit blieb für Gefühle wie Wut, keine Kraft, um auf Entwertungen und Demütigungen zu reagieren. Mehr als 30 Jahre später haben sie sich längst im neuen Leben eingefunden. Und nun kommen die Gefühle von damals zeitversetzt hoch – angefacht vom Zorn auf aktuelle Krisen. Vielleicht ist auch Wut auf sich selbst dabei. Dass man in der Umbruchzeit einiges hat mit sich geschehen lassen, weil man es nicht besser wusste oder konnte und, ja, es sogar selbst gewählt hatte. Meine Mutter sagt dazu: »Ich glaube, es stimmt, dass für manche diese Demütigung, diese existenzielle Erfahrung der Verunsicherung sehr bestimmend war. Und im Rahmen der Wiedervereinigung ist auch Unrecht passiert. Aber viele haben das gut gemeistert und sind trotzdem wütend.«

Seit Jahren werden dieselben Zahlen wiederholt: Die Vermögen der Haushalte sind im Westen mehr als doppelt so hoch wie im Osten, vererbt wird im Osten fast nichts. In den 100 größten deutschen Unternehmen gibt es keine einzige ostdeutsche Führungskraft. »Da kann man sagen, die Verbitterung ist verständlich«, sagt meine Mutter. Die ehemaligen DDR-Bürger hätten im Sozialismus kaum zu Eigentum und Vermögen kommen können und könnten das auch nicht so schnell nachholen. Diese Benachteiligung ist eine Folge des Zweiten Weltkrieges und des Sowjetsystems.

Meine Eltern hatten zu einigen politischen Themen in den vergangenen Jahren verschiedene Meinungen. Gänzlich verschieden denken sie, wenn es um Russland und die Ukraine geht. Mein Stiefvater hat 1968 miterlebt, wie die Truppen des Warschauer Pakts in seiner Heimatstadt den »Prager Frühling« niederschlugen. Meine Mutter und er befürworten die Waffenlieferungen an die Ukraine. Mein Vater hegt zwar keine Sympathie für Putin, ist aber gegen jede Form der Kriegsertüchtigung und für schnelle Friedensverhandlungen. Er ist Jahrgang 1941. Als kleines Kind floh er in seiner sächsischen Heimatstadt vor den Bomben in den Keller.

Wir haben in der Familie immer viel über Politik diskutiert. Vor Familienfeiern sagen sowohl meine Mutter als auch mein Vater jetzt oft, wir sollten solche Themen vielleicht lieber ausklammern. Und darüber bin ich meist ganz froh.

Ich stimme mal mehr mit meiner Mutter, mal mehr mit meinem Vater überein. Wie ein vorbildliches Scheidungskind mäandere ich im Dazwischen, bin so etwas wie ein lebendig gewordener Zwischenton. Wütend bin ich selten. Meine Herkunft habe ich nie verleugnet, ich empfand sie in meiner Branche eher als Vorteil. Wir hatten, Pardon, liebe Westdeutsche, einfach oft die spannenderen Geschichten zu erzählen.

Manchmal merke ich nun, wie auch mich etwas triggert. Wenn Friedrich Merz sagt, man müsse im Osten der Republik mehr erklären, denke ich: »Nein, danke, Papa!« Ich spüre Unbehagen, wenn sich zu viele zu schnell sehr einig sind und andere als - vermeintliche Feinde ausmachen. Das habe ich aber vermutlich mit einigen Westdeutschen gemein.

Ein Ostdeutscher, der zornig erscheint und seinerseits viel Zorn hervorruft, ist der Historiker Ilko-Sascha Kowalczuk. Meine Mutter und mein Stiefvater sind mit ihm befreundet, trotz Meinungsverschiedenheiten. Ich bin ihm öfter begegnet.

Kowalczuk hat den Ostdeutschen in einem seiner Bücher einen »Freiheitsschock« diagnostiziert. Und er ist eine der lautesten Stimmen für Waffenlieferungen an die Ukraine. Eine Zeit lang hat er in den sozialen Medien hart ausgeteilt. »Da habe ich mich nicht immer so verhalten, wie ich mich gern verhalten hätte«, sagt er, als ich ihn in einem Café in Prenzlauer Berg treffe. Zugleich wurde er selbst angefeindet und bedroht. Seit Anfang dieses Jahres hat er sich aus den Online-Diskussionen zurückgezogen, die Kommentarfunktion deaktiviert.

Die härtesten Debatten über Ostdeutschland werden unter Ostdeutschen geführt.

Wut und Zorn seien Zuschreibungen, in denen er sich nicht wiedererkenne, sagt Kowalczuk: »Ich bin engagiert, das ist ein großer Unterschied.« Kowalczuk ist 59, er trägt ein schwarzes T-Shirt mit der Aufschrift *Dude* aus seinem Lieblingsfilm *The Big Lebowski.* Gerade ist ein neues Buch von ihm erschienen, *Faschismus ist keine Meinung.* Darin bezeichnet er die AfD als faschistisch. Und: »Wer Faschisten wählt, ist meist selbst ein Faschist.« Mit dieser These ist Kowalczuk öffentlich sehr präsent in diesem Sommer.

Als ich ihn frage, ob er tatsächlich glaube, jeder, der die AfD wähle, sei ein Nazi, antwortet er: »Natürlich ist mir als Historiker vollkommen klar, dass das nicht stimmt. Genauso weiß ich, dass nicht jeder in der AfD ein Faschist ist. Und nicht jeder in der SED ein Kommunist war. Diese Bücher, das sind gesellschaftspolitische Statements.« Viele begriffen nicht, dass er in der Öffentlichkeit oft als Bürger rede und nicht als nüchterner Historiker. Er trennt das. Kowalczuk hat die Gesetze der Aufmerksamkeitsökonomie verstanden. Wer laut ist und polarisiert, wird gehört.

Bequem war Kowalczuk noch nie. Sein Großvater war ein ukrainischer Nationalist, sein Vater ein Kommunist und SED-Mitglied. Auch Ilko-Sascha Kowalczuk war zunächst vom DDR-System überzeugt, weshalb er sich schon mit zwölf Jahren bereit erklärte, Offizier bei der Nationalen Volksarmee zu werden. Mit 14 wollte er diesen Berufswunsch widerrufen. Daraufhin wurde er von der Stasi und der

Schulleitung verhört. Kowalczuk konnte kein Abitur machen, er holte es später an einer Abendschule nach. Nach dem Mauerfall studierte er Geschichte.

Meine Frage nach der ostdeutschen Wut geht ihm nicht weit genug. »Was ich bei meinen vielen Reisen durch den Osten mitbekomme, ist keine Wut. Das ist Hass. Hass auf die westliche liberale Lebensweise.« Die Ablehnung der Regenbogenflagge zum Beispiel sei ein Massenphänomen im Osten.

Was Kowalczuk ebenso auf die Nerven geht, ist die Überhöhung der Ostdeutschen und ihrer Geschichte, das, was er »Ostdeutschtümelei« nennt. Und ähnlich wie meine Mutter erträgt er das Gemecker schwer. »Nur ein paar Prozent der Menschheit leben so gut wie wir.«

Kowalczuk sieht in Ostdeutschland eine »Verantwortungsverweigerung«, der Karrierebegriff sei negativ belegt. Dahinter stehe die Vermutung, wer aufsteige, habe sich an die Westdeutschen angepasst. Allerdings, werfe ich ein, gab es einmal eine Zeit, da waren zwei Ostdeutsche in höchster Verantwortung: Bundeskanzlerin Angela Merkel und Bundespräsident Joachim Gauck. Kowalczuk: »Die gelten als Verräter, als nicht ostdeutsch.«

Nach dem Gespräch mit Kowalczuk bin ich etwas mutlos. Die Wut erscheint mir in all ihren Formen so destruktiv. Vielleicht sind die Ansichten der jüngeren Ostdeutschen ermutigender? Oder haben sie intergenerationell den Zorn ihrer Eltern geerbt?

Das Buch der jungen Generation Ost hat dieses Jahr Lukas Rietzschel geschrieben. *Sanditz* spielt in einer fiktiven ostdeutschen Kleinstadt und erzählt die Geschichte der Familie Wenzel von der Zeit vor dem Mauerfall bis heute. Über Maria Wenzel, eine Lokaljournalistin, die nach Jahren im Westen in ihre Heimat zurückkehrt, heißt es darin, sie sei »müde von den Krisen der letzten Jahre. Immer häufiger wünschte sie sich ein Leben in Ruhe und frei von dem Gefühl, dem Untergang entgegenzugehen. Immerzu lag es an ihr: mehr arbeiten, aber trotzdem keine Rente kriegen. Die Welt retten, den Osten, das Klima.« Einfach ein gutes Leben führen? »Vielleicht lebte sie dafür im falschen Landstrich zur falschen Zeit.«

Lukas Rietzschel steht auf einem Bahnsteig am Berliner Hauptbahnhof. Er ist 32, war also beim Mauerfall noch nicht geboren und ist nun auf dem Weg nach Wittenberg in Sachsen-Anhalt, wo er am Abend bei einer Veranstaltung des PEN Berlin zum Thema Heimat auftreten wird. Der PEN Berlin ist eine Vereinigung deutscher Autoren, in der auch ich Mitglied bin. Rietzschel stammt nicht aus dem ostdeutschen Intellektuellenmilieu, sondern aus dem protestantischen Kleinbürgertum, wie er sagt. Aufgewachsen ist er in einer sächsischen Kleinstadt. Seine Mutter ist Krankenschwester. »Sie hat einen der ganz wenigen Ostlebensläufe, die nicht gebrochen sind.« Sie arbeitet noch immer im selben Krankenhaus wie 1989. Auf derselben Station.

Rietzschels Vater hingegen war vor dem Mauerfall bei einer Firma, die Kupplungen für den Trabant herstellte. Sie wurde in den Neunzigern »abgewickelt«. Der Vater ging zu Umschulungen, versuchte, sich selbstständig zu machen. Rietzschel mag nicht ins Detail gehen. »Er hatte es nicht leicht.« Heute plant der Vater Badezimmer.

Rietzschel hatte in seiner Kindheit das Gefühl, mit den Erwachsenen stimme irgendwas nicht. »Gewisse Themen wurden umschifft.« Das sei bis heute so. »Also, wenn ich Fragen über die DDR stelle, über die Neunziger, erzählen sie ihre Lebensläufe, aber nicht, wie es ihnen dabei ging.« Er habe gespürt, dass die Älteren irgendeine Art von Verletzung in sich trügen.

»Da ist so eine Sprachlosigkeit«, sagt Rietzschel. Sie scheint in allen seinen Büchern durch. Und er erlebt sie bei seinen Eltern. »Es gelingt mir auch nicht, das zu durchbrechen.« Seinem Vater gehe es mittlerweile finanziell gut. Und trotzdem sei da diese Unzufriedenheit.

Lukas Rietzschel sagt: »Mich nervt manchmal diese Motzhaltung.« Wie meine Mutter und Kowalczuk stört ihn das Gemecker. »Das ist so unfassbar bequem. Bei allem Verständnis für das, was passiert ist: Man kann nicht immer nur danebenstehen und sich beschweren. So funktioniert Demokratie nicht.« Lukas Rietzschel ist in der SPD.

Und die AfD? »Ganz tief im Inneren finde ich es nicht so schlecht, dass diese Partei Dynamik ins System bringt.« Sie vereine auch Menschen auf der Gegenseite, mobilisiere Widerstand.

Ich frage ihn, ob er selbst wütend sei. Ihn strenge die Debattenkultur an, sagt Rietzschel, das stete Für und Wider beim Thema AfD finde er nicht konstruktiv. Er sucht nach Worten. »Ich hatte so Ohnmachtsgefühle, als es darum ging, was kommt nach der Schule.« Ihm sei gespiegelt worden, dass dort in seiner ostdeutschen Heimatstadt eigentlich nichts sei. Dass er fortmüsse.

Also ging Rietzschel mit Anfang 20 nach Kassel, wo er Politik und Germanistik studierte. Vorher sei ihm seine Herkunft nicht so bewusst gewesen. »In Kassel waren die Menschen meines Alters anders.« Er habe diese »Fremdheitsgefühle« überkompensiert, indem er sich als »Ronny« aus Dresden ausgegeben und betont sächsisch gesprochen habe. Also spielen auch in seiner Generation die Unterschiede noch eine Rolle? Rietzschel sagt: Wenn es um die Sommerferien gegangen sei, habe es Kommilitonen gegeben, deren Eltern ein Haus am Mittelmeer hatten. »Davon hatte ich noch nie gehört.«

Rietzschel kehrte nach Sachsen zurück, nach Görlitz. Warum? »Heimweh.« Er habe die Landschaft vermisst und die Leute.

Am Abend sitzt Rietzschel neben einem lokalen Unternehmer im »Stadtwohnzimmer« am Marktplatz von Wittenberg. Mehr als 100 Gäste sind gekommen. Einer der Veranstalter feuert im Stakkato Fragen ans Publikum ab: Wer fühlt sich heimatlos? Niemand meldet sich. Wer wählt am 6. September? Fast alle. Wer macht sich Sorgen um seine Heimat? Sehr viele. Die Moderatorin fragt Rietzschel, ob Deutschland seine Heimat sei. »Ja!«, antwortet er. »Das ist mein Land, ich habe kein anderes.«

Als das Gespräch später für das Publikum geöffnet wird, sagt eine Frau, sie habe noch die Stasi erlebt. Heute erlebe sie wieder Stasi-Methoden, etwa bei den Journalisten von *Correctiv.* Ein Mann sagt, er erkenne den Leipziger Weihnachtsmarkt nicht wieder, dort müsse man sich durch Poller hindurcharbeiten, es gebe Messerverbotszonen. »So ein Deutschland möchte ich nicht haben.« Eine Frau fragt, wie sich Heimatliebe von

Nationalstolz unterscheide. Jemand berichtet über eine »gruselige AfD-Veranstaltung«. Ein anderer ruft dazwischen, so könne man nicht 40 Prozent der Leute diskreditieren. Kurz wird es laut. Die Stimmung ist angespannt, aber sie kippt nicht. Ein Gast will vor der Veranstaltung einen »Fuck AfD«-Sticker an einem Auto entdeckt haben. Es bleibt offen, welchen Wagen er meint. »Das gehört sich nicht«, sagt er.

Auf alle Fragen oder Einwürfe können auch Rietzschel und der Unternehmer nicht reagieren. Am Schluss sagt der Unternehmer, wir müssten lernen, wieder stolz zu sein auf unser Land. Rietzschel sagt, er wisse nicht, wie das gehen solle, stolz auf ein Land zu sein. Er habe irren Respekt für die DDR-Bürgerrechtler damals. Für ihren Mut. »Das steckt in uns!«

Hinterher bleiben viele Gäste da und reden weiter. Mir fällt auf, dass ich kaum Orte kenne, an denen Menschen mit so verschiedenen Meinungen aufeinandertreffen. An denen ein Gespräch überhaupt noch möglich ist. Dass es noch möglich ist, stimmt mich einen Augenblick froh.

Jan Josef Liefers ist nicht wütend. Oder doch?

Als ich dem Schauspieler Jan Josef Liefers schreibe, dass ich mit ihm gern über die ostdeutsche Wut sprechen würde, schreibt er zurück: »Ostdeutsche Wut? Klingt bisschen wie Affenpocken.« Und: »Wut ist nur ein Proxygefühl. Darunter vergraben sind Ängste, Kränkungen, Beschämungen, Ächtungen und was es noch so alles gibt.« Liefers klingt fast wie meine Mutter. Ich kenne ihn schon lange, wir haben zusammen 1988 in einem Film meines Vaters mitgespielt. Ich war 15, er 24.

Wir treffen uns in einem Café in Berlin-Charlottenburg. Er sitzt kaum, als er sagt: »Um es gleich vorwegzunehmen – ich glaube, ich habe überhaupt keine Wut in mir.« Aber natürlich regten ihn Sachen auf.

Liefers ist in Dresden aufgewachsen, er stammt aus einer Künstlerfamilie und beschloss mit 14, Schauspieler zu werden. »Ich konnte mir nicht vorstellen, an welchem anderen Ort ich einigermaßen glücklich werden könnte, ohne mich total zu verbiegen.« Weil seine Familie nach DDR-Logik zur Intelligenz zählte und nicht zur Klasse der Arbeiter und Bauern, durfte er kein Abitur machen. Stattdessen beendete er eine Tischlerlehre und bewarb sich dann bei der Schauspielschule. Zum Mauerfall war

Liefers bereits am Deutschen Theater in Berlin. Für den Film meines Vaters *Die Besteigung des Chimborazo* war er 1988 in Südamerika gewesen. »Da habe ich das erste Mal verstanden, was die Welt bedeutet.« Und dass er wahrscheinlich nicht für immer in der DDR bleiben würde.

Mit 25 engagierte Liefers sich bei der Bürgerbewegung Neues Forum, und so kam es, dass er am 4. November 1989 bei der ersten nicht staatlich gelenkten und dennoch erlaubten Demonstration der DDR auf dem Alexanderplatz sprach. Dort aufzutreten, forderte damals Mut. »Niemand wusste, was passieren würde«, sagt Liefers.

Nach dem Mauerfall ging er direkt ans Hamburger Thalia Theater. »Ich bin wahrscheinlich ein seltenes Beispiel für jemanden, für den die Wiedervereinigung nur grandios war.« Sein einziges Problem sei gewesen, dass er manchmal im Westen den Osten erklären sollte. »Weil ich gemerkt habe, dass wir sehr weit auseinander sind, was das Verständnis für ein Leben in einer Diktatur angeht.«

Liefers gehört heute zu den bekanntesten Schauspielern des Landes. Er hat keine Geschichten zu erzählen von westlicher Arroganz oder Entwertung. »Aber das ist ja sehr vielen anderen Leuten passiert.«

Er kann nicht genau sagen, wann ihm zum ersten Mal dieses »Verlangen von Gefolgschaft« auffiel. Vermutlich während der Pandemie. Dass er das Gefühl bekommen habe, er dürfe kein falsches Wort sagen. Dass stets Bekenntnisse von ihm gefordert würden. Er hebt die Stimme theatralisch. »Wir hören dein dröhnendes Schweigen, und: Wer schweigt, stimmt zu.« – »Bullshit«, schiebt er hinterher. In der DDR seien ebenso stets Bekenntnisse gefordert worden. »Ich weiß noch, wie schrecklich das war, privat anders zu reden als öffentlich.« Liefers weiß auch, dass er die heutige Situation nicht mit der in der DDR gleichsetzen kann.

Während der Pandemie startete Liefers gemeinsam mit Kollegen die Aktion »Alles dichtmachen«, in der sie satirisch-ironisch die Coronamaßnahmen der Regierung kritisierten. Viele fanden das damals daneben, geschmacklos, manche unterstellten Liefers Nähe zur Querdenker-Szene. Was er immer weit von sich wies. Den Shitstorm, der ihn traf, hat er einmal sein »Knalltrauma« genannt. Er meint damit vor allem die Reaktion mancher Medien, die ihn mit einem gewissen »Vernichtungswillen«

angegriffen hätten. Ein Mitglied des WDR-Rundfunkrats forderte, der Sender solle die Zusammenarbeit mit ihm aufkündigen, das hätte auch das Ende von Professor Boerne im *Tatort* bedeutet. Liefers beschreibt die Verrohung der Debattenkultur als seine neue Erkenntnis aus dieser Zeit: »Dass Leute persönlich, charakterlich beschämt werden sollten«, sagt er und bricht ab. »Dabei habe ich mich solidarisch verhalten, ich bin kein Impfverweigerer oder so.« Ihn hätten die Einschränkung der Grundrechte und die fehlende Diskussion darüber gestört. »Diese Reaktion hätte ich im Westen nicht erwartet. Das war einer entwickelten Demokratie nicht angemessen.«

Liefers findet die Aufarbeitung der Pandemie und ihrer Folgen bis heute »schwachbrüstig«. Man überlasse auch dieses Thema der AfD. Für einen, der nicht wütend sein will, klingt er nun ziemlich wütend.

Er kennt niemanden, der die AfD wählt. »Zumindest keinen, der das zugibt.« Hat er Angst vor einem Sieg der Partei in Sachsen-Anhalt? »Angst? Nein. Es wäre noch nicht das Ende der Demokratie, aber ein Wecker-Rasseln. Was soll denn dieses -Gezeter? Wenn es so kommt, gibt es dafür Gründe.« Welche? »Ich lebe nicht dort. Vermutlich Unzufriedenheit, Ängste, auch Protest. Man müsste den Menschen mal zuhören, statt sich nur über sie zu empören. Es gibt zu wenig Learning aus den vergangenen Krisen.«

Inzwischen wurde zu allen Krisen viel gesagt und geschrieben, und auch den AfD-Wählern wurde zugehört. Der Bundestag hat eine Enquetekommission zur Aufarbeitung der Coronapandemie eingesetzt. Und kaum ein Thema wurde härter debattiert als die Migrationspolitik. Die Debatten waren nur selten neutral. Vielleicht ist es das, was Liefers stört. Stets wird in Gut und Böse eingeteilt, von allen Seiten.

»Ich werde nicht hysterisch«, sagt Liefers. »Selbst wenn die AfD jetzt einmal gewinnen sollte. Das ist nur ein Bundesland. Und dann müssen unsere Checks and Balances und unser Rechtsstaat funktionieren.« Ich entgegne, besonders für die Kultur habe die Partei schon Weitreichendes angekündigt – eine »patriotische« Politik, keine Staatsförderung mehr für »antideutsche« Kultur. Liefers nickt: »Einerseits möchten sie Kunst und Kultur von der linken Ideologie befreien, andererseits sie mit neudeutschen patriotischen Vorgaben einengen. Das hat mit Kunstfreiheit nichts zu tun.«

Liefers hat gerade in Sachsen-Anhalt gedreht. Die Verfilmung von Juli Zehs Roman *Über Menschen,* darin geht es um die Pandemie und auch um Rechtsextreme. Das öffentliche Bild von Sachsen-Anhalt sehe so aus, sagt Liefers – er überspitzt: »Naziland«. Und dann, als er hinfuhr: »Die Leute waren nett und hilfsbereit.« Das hätten auch andere Teammitglieder so empfunden. Nachdem Liefers öffentlich darüber gesprochen hatte, meldete sich eine Kollegin bei ihm, warf ihm vor, er verharmlose die gesichert rechtsextreme AfD als Protestpartei. Er als Weißer erlebe das Bundesland anders als eine Person of Color. Und warum unterstütze er mit seiner Reichweite nicht die vielen Initiativen gegen Rechts? Liefers schweigt kurz. Er weiß, dass es Schwarze gibt, die sich nicht mehr in den Osten trauen. »Ich lasse keinen Zweifel daran, dass ich nichts mit Rechtsextremen gemein habe oder mit der AfD, und ich zögere auch nicht, Menschen zu helfen, wenn ich helfen kann. Aber ich bin 62 Jahre alt, ich verleugne nicht meine Wahrnehmung.«

Allein Liefers' Aussage, er habe in Sachsen-Anhalt nette Menschen getroffen, ruft Unmut hervor. Und diese Reaktion löst wiederum Unmut bei ihm aus. Es braucht nicht viel in diesem Sommer, um den jeweils anderen zu erzürnen, zurechtzuweisen oder Gespräche verstummen zu lassen. Die Republik ist im Kampfmodus. Die Ostdeutschen kämpfen an zwei Fronten, mit ihrer eigenen Vergangenheit und mit der Gegenwart.

Vor ein paar Tagen schickt Jan Josef Liefers mir noch einen Videolink: Friedrich Merz bei einem Wahlkampfauftritt in Quedlinburg. »Sachsen-Anhalt darf kein Experimentierfeld für Wutbürger werden«, sagt der Kanzler.

Liefers kommentiert: »Ost-Wut-Experte.«

Woran sich mein Vater erinnert.Und woran eher nicht

Ich fahre zu meinem Vater nach Potsdam, besuche ihn in seiner Wohnung, in der er seit 40 Jahren lebt. Er ist für sein Alter noch immer ziemlich fit, aber die gesundheitlichen Einschläge rücken näher. Ich mache mir nun öfter Sorgen um ihn.

Er setzt sich auf einen Sessel nah am Fenster, um ihn herum Erinnerungsstücke aus Südamerika: Masken, Figuren, Steine.

Mein Vater zog aus Sachsen zum Regie-Studium nach Potsdam. Ab 1965 arbeitete er im Defa-Spielfilmstudio. Bis zum Ende der DDR drehte er elf Filme, fast

alle zwei Jahre einen. Seine beiden Märchenfilme *Wie heiratet man einen König* und *Sechse kommen durch die Welt* seien die einzigen, die auch heute noch ab und zu im Fernsehen liefen. Das sagt mein Vater öfter.

Kurz vor dem Mauerfall hatte der Film Premiere, in dem Liefers mitspielt. Danach drehte mein Vater in Griechenland noch einen Antikriegsfilm. Aber die Defa-Werke wollte kaum einer mehr sehen. Im Osten wie im Westen. Filme waren in der DDR auch Propagandamittel gewesen, nach dem Umbruch standen sie kollektiv unter Ideologieverdacht. Zugleich kam die Defa 1990 unter Treuhandverwaltung, viele Mitarbeiter wurden entlassen. Auch mein Vater. »Das habe ich noch nicht so ernst genommen«, sagt er. »Ich dachte, dann machst du eben Filme auf andere Weise.«

Beim Mauerfall war er 48. Trotz des Goldenen Bären kannten ihn und seine Filme im Westen nur wenige. Und Filmproduktion ist bis heute ein hart umkämpftes Geschäft. Ich erinnere mich daran, wie mein Vater in den Neunzigern immer entweder ein Drehbuch schrieb oder auf Antworten von Sendern oder Produzenten wartete. Eine Zeit lang lehrte er auch Regie an der Filmhochschule in Potsdam. »In den ersten zehn Jahren habe ich es noch versucht.« Er habe sich nicht vorstellen können, wie im Kapitalismus vieles ablaufe. »Mir ist erst im Nachhinein richtig bewusst geworden, wie die uns über den Tisch gezogen haben.« Als ich ihn frage, was er damit meint, sagt er: »Also, diese Art von Arroganz der Westdeutschen.«

Mein Vater war seinerseits durchaus auch arrogant. Er weigerte sich, fürs Fernsehen zu arbeiten, das empfand er als unter seinem Niveau. »Ich habe früher keinen Mist gemacht und wollte auch jetzt keinen Mist machen.«

Dann scheiterten viele Projekte, sie wurden schlicht nicht finanziert. Er beendete noch einen Spielfilm fürs Kino, aber der bekam keinen Verleih und wurde erst sieben Jahre später gezeigt. Mein Vater zog los nach Südamerika. Er, der zuvor mit Riesenbudgets und Riesenstäben gearbeitet hatte, drehte nun mit einer Handkamera im Urwald Dokumentarfilme. »Das war meine Rettung.« In jenen Jahren habe ich meinen Vater nicht viel gesehen, er war meist unterwegs. Eigentlich hat er einen Ausweg für sich gefunden. »Aber trotzdem bist du wütend?«, frage ich ihn. »Ja«, sagt er. »Weil: Bis

2000 hat es immer Versuche gegeben, etwas zu machen, das dem entsprach, was ich vorher gemacht hatte. Aber das war einfach nicht möglich. Und nicht nur bei mir.«

Die Defa-Filme verschwanden aus den Kinos, Kopien wurden vernichtet, Lager freigeräumt. Erst später wurden die Filme teilweise digitalisiert. Die Vernichtung des eigenen Werkes ist für jeden Künstler kaum zu ertragen. In jedem System, zu jeder Zeit. Deshalb der Satz »Wir sind unter die Barbaren geraten« in dem Text meines Vaters. Ich sage ihm, dass mich dieser Satz in seiner Heftigkeit bestürzt habe. Mein Vater blickt zum Fenster. Das hänge auch damit zusammen, sagt er, dass er nun mehr Zeit habe, über die Kränkungen der Vergangenheit nachzudenken.

Ich weiß noch, wenn ich ihn in den Achtzigern in Potsdam besuchte, war die Stimmung oft gedrückt – oder mein Vater war wütend. Sein Film *Jadup und Boel* über einen DDR-Bürgermeister und dessen Kämpfe im real existierenden Sozialismus war 1981 verboten worden. Mein Vater protestierte dagegen. Er fürchtete, keine Filme mehr drehen zu dürfen, also wandte er sich historischen Stoffen zu, *Jadup und Boel* kam erst 1988 in einige wenige Kinos. Die Namen seiner Gegner, der Parteifunktionäre und Defa-Oberen, kann ich heute noch aufsagen. Als ich das meinem Vater erzähle, schaut er mich an, als könne er sich an seinen einstigen Zorn kaum erinnern.

Seit den Siebzigern war er von der Stasi bespitzelt worden. Ich erinnere mich daran, wie fassungslos er war, als er nach dem Mauerfall die Akten las. Jetzt sagt er: »Das war abwägendes Zeug, was die meisten geschrieben haben. Die haben im Grunde beschwichtigt.« Die Konflikte aus der DDR-Zeit scheinen in den Hintergrund gedrückt worden zu sein. Die Kränkung im Westen wirkt stärker.

Politisch aktiv war mein Vater seit dem Mauerfall nicht. »Das käme mir sinnlos vor, so etwas auf sich zu nehmen.« Es gehe nur noch um Geld. Er war in der DDR wütend und ist es heute. Im Prinzip gehört er zu den Zornigen, auf die meine Mutter wütend ist.

Mein Vater reist viel durchs Land und hat festgestellt, dass es den meisten Ostdeutschen ganz gut geht. Er lacht: »Ich habe das kleinste Auto von allen.« Dass die Menschen, die dem Wohlstand hinterherhechelten und ihn irgendwann erreichten, trotzdem sauer sind, findet auch er eigenartig. »Die AfD ist keine Alternative«, sagt er.

Seine Generation wählt eher nicht die AfD. »Die Alten haben ja noch eine Ahnung vom Faschismus. Oder von dem, was aufgrund des Faschismus passiert ist.«

Am Ende des Gesprächs sagt mein Vater: »Also, ich komme immer mehr zu der Überzeugung, dass das politische System bei uns nicht funktioniert. Dass eine andere Idee hermüsste, wenn die Menschheit auf kultur- und geistvolle Weise überleben soll.« Aber dafür sieht mein Vater keine Ansätze. Und ich kann da leider auch nicht weiterhelfen.